

Andreas Kubik

Konstrukte gelingenden Alter(n)s: Einleitung

1. Can you imagine us years from today...

Im Jahre 1968 veröffentlichten Simon & Garfunkel ihr viertes und bis dato erfolgreichstes Album „Bookends“, dessen erste Seite eine Reflexion auf die verschiedenen Lebensphasen darstellt.¹ Die Klangcollage *Voices of Old People*, von Art Garfunkel in verschiedenen Altenheimen aufgenommen, wird gefolgt von dem berühmten Song *Old friends*, einer Auseinandersetzung des damals 27-jährigen Paul Simon mit dem Alter. Das narrative Bild, das im Zentrum des Songs steht, ist das Bild zweier alter Freunde, die still wie Bücherstützen auf einer Parkbank sitzen. Eine Zeitung weht vorüber, der Sound der Stadt setzt sich wie Staub auf ihre Schultern. Erinnerungen verbinden sie, aber auch die gemeinsamen Ängste, die sie teilen. Ein Bild wie gemalt, um die so genannte Disengagement-Theorie zu illustrieren. In der Mitte des Songs wechselt allerdings die Perspektive, das lyrische Ich spricht ein imaginäres ‚Du‘ an: Kannst du dir vorstellen, dass wir einmal dort so sitzen werden? Und diese Reflexion mündet in den Spitzensatz: *How terribly strange to be seventy*.

Über der Entstehung dieses Buches hat Paul Simon seinen siebzigsten Geburtstag vollendet, und zumindest seine mediale Repräsentation entspricht so gar nicht dem von ihm damals gezeichneten Bild. Das gleiche gilt für andere der größten Pop-Helden wie etwa Elton John, Paul McCartney, Mick Jagger, Joni Mitchell oder Carole King. Sie haben bereits in jungen Jahren das Alter besungen und – zumeist negative – Altersbilder konstruiert. Jetzt holt sie ihr Leben ein, der gelegentlich geäußerte Wunsch *Hope I die before I get old*² hat sich

¹ Die Teilung von Vinyl-Schallplatten in eine Vorder- und Rückseite wurde in den 1960er Jahren immer mehr von einer bloßen technischen Notwendigkeit zu einer ästhetischen Möglichkeit, und *Bookends* ist eins der besten Beispiele dafür; vgl. P. Fornatale, *Simon & Garfunkel's Bookends*, New York 2007, 83–105: Seite eins “is a suite of songs and melodies about the life cycle, from birth to death, from womb to tomb, from innocence through disillusionment to resignation.” (85)

² *The Who, My Generation* (1965). Die Tiefendimensionen dieses scheinbar so plan und simpel daher kommenden Liedtextes werden überzeugend ausgelotet von der Coverversion der bekannten Rentnerband *The Zimmers* (2007): Das damals von Pete Townshend als Vertre-

nicht erfüllt. Das Alter ist in der Popkultur angekommen. Es wäre aufregend zu verfolgen, wie sich der Alterungsprozess einer ganzen ehemaligen Jugendkultur gestaltet, wie sich die Auffassungen vom Alter in ihren Songs und in deren Rezeption verändern, wie die Begleitung durch die Musik – inzwischen also Musik zum damit alt werden – als Moment der biographischen Selbstkontinuierung fungiert, für die Helden ebenso wie für ihre Fans.

Doch damit sind wir schon unvermerkt von der symbolischen auf die soziale Ebene übergewechselt. Die Seltsamkeit, siebzig zu sein, erleben heute mehr Menschen als jemals zuvor. Damit gehört der demographische Wandel zu den größten gesellschaftlichen Herausforderungen der kommenden Jahre. Inzwischen tritt daher auch das wissenschaftliche Gespräch über das Alter in eine neue Phase ein. Der Grund dafür liegt in einer gesteigerten kulturellen Aufmerksamkeit für die Vielfältigkeit und Heterogenität von Lebensstilen und -situationen im Alter, welche eine radikale Differenzierung der Perspektiven erfordern. Die Geschlechter, verschiedene gesellschaftliche und ökonomische Schichten, die Angehörigen unterschiedlicher Milieus altern jeweils anders, auch unabhängig vom jeweiligen Gesundheitszustand, der seinerseits wieder unterschiedlicher individueller Deutung zugänglich ist. Im Zuge jener Aufmerksamkeit wird deutlich, dass das Problem einer konstruktiven Gestaltung des Alter(n)s nicht lediglich medizinisch oder technisch gelöst werden kann, sondern auch kultureller Ressourcen und Deutungsmuster und somit auch kulturwissenschaftlicher Reflexion bedarf.³

Dieser Umstand spiegelt sich sowohl in der stark gestiegenen Zahl der Veröffentlichungen zu Altersthemen in den einzelnen kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen in den letzten Jahren als auch in der immer stärkeren Etablierung und Neuerrichtung von gerontologischen Einrichtungen und Forschungsprojekten an den Universitäten. Auch an der Universität Rostock in dem vom demographischen Wandel besonders betroffenen Bundesland Mecklenburg-Vorpommern hat sich eine eigene Profillinie zur Alter(n)sforschung gebildet, welche interdisziplinär in der Zusammenarbeit von Medizin, Ingenieurwissenschaften, Geisteswissenschaften sowie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften angelegt ist. Sieht man von den Einzelprojekten ab, so stehen zwei Aspekte im Vordergrund. Zum einen findet eine gewisse Fokussierung auf die Demenz als Forschungsthema statt, ein Aspekt, der in diesem Band eher am Rande eine Rolle spielen wird. Zum anderen aber, und das führt nun direkt in sein Zentrum, ist das Leitthema, das sich ursprünglich ganz

ter der Adoleszenz artikulierte Lebensgefühl, Teil einer abgehängten Generation zu sein, wird hier höchst effektiv auf die Hochaltrigen übertragen.

³ Zum Begriff der „Ressourcen“ im Kontext der Alter(n)sforschung vgl. M. Martin, Verfügbarkeit und Nutzung menschlicher Ressourcen im Alter. Kernpunkte eines gerontologischen Leitkonzepts, Idstein 2001.

auf den Gedanken der Förderung selbstbestimmten Lebens im Alter fokussierte, inzwischen dahingehend präzisiert worden, dass vor allem die *Spannung* zwischen der Orientierung an *self-sufficiency* und *independence* einerseits und den im Alter zunehmend notwendig werdenden *Interventionen* – seien es medizinische, technische oder soziale – zu bearbeiten ist,⁴ und zwar im komplementären Prozess von individuellem Altern und Altern der Gesellschaft. Die Ziele dieses Bandes sind dementsprechend doppelt ausgerichtet: Zum ersten setzt gerade der Begriff der Intervention Bilder, Ideen oder Vorstellungen davon voraus, was man unter einem gelingenden Zustand, auf den hin eingeschritten wird, versteht. Um Gelingensbedingungen von Interventionsstrategien überhaupt angeben zu können, bedarf es folglich der Reflexion auf das alternde Selbst und der Faktoren, die es in seinem Selbstgefühl, Selbstbewusstsein und seinem Verständnis von Selbstbestimmtheit beeinflussen; zugleich hängt die Akzeptanz von Interventionen in hohem Maße davon ab, wie diese und ihr zu erwartender *benefit* kommuniziert werden. Zum zweiten ist zu erörtern, welchen Beitrag die einzelnen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen zum kulturellen Gespräch über die Konstrukte gelingenden Alterns leisten, und vor allem, welche übergreifenden Gesichtspunkte und Forschungsperspektiven sich ergeben. Denn bislang läuft gerade in den Geisteswissenschaften dieses Gespräch noch vorwiegend gesondert in den einzelnen Fachbereichen. Die Schwierigkeiten, die Interdisziplinarität mit sich bringt, aber auch ihr Perspektivengewinn, sind bei der diesem Band zugrunde liegenden Tagung deutlich zu Tage getreten.

Die Frage nach den *Konstrukten* gelingenden Alterns schließt an aktuelle Forschungsdebatten an. Die Geistes- und Kulturwissenschaften haben in den vergangenen Jahren energisch auf den Konstruktionscharakter der Diskurse über das Alter aufmerksam gemacht und dabei zumeist stereotype Einstellungsmuster sowie deren diskriminierende Effekte erforscht, zusammengefasst unter dem Stichwort ‚Ageism‘.⁵ Doch können sie die konstruktive Kraft kulturellen Nachdenkens über das Alter nicht im Nachweis von problematischen Schematisierungen erschöpft sehen. Denn das ‚gelingende Alter‘ setzt auch positiv die Existenz von Deutungsmustern und Sprachformen voraus, welche es vorstellbar und kommunizierbar machen.

⁴ Zum Begriff der „Intervention“ vgl. C. Schacke/S. Zank, Interventionskonzepte, in: Enzyklopädie der Gerontologie, hg. von A. Kruse/E. Schmitt, Bern 2004, 419–436.

⁵ Vgl. etwa R. N. Butler, *Why survive? Being Old in America*, New York 1975; E. B. Palmore, *Ageism. Negative and Positive*, New York 1999; *Zu alt? „Ageism“ und Altersdiskriminierung auf Arbeitsmärkten*, hg. von K. Brauer/W. Clemens, Wiesbaden 2010.

Nicht selten wird in Politik und Wissenschaft die Reflexion über solche Deutungsmuster unter dem Begriff „erfolgreiches Altern“ verhandelt.⁶ Scheinbar nahe liegend, hat er nach unserer Auffassung doch den gravierenden Nachteil, die oben angesprochene Notwendigkeit der Differenzierung von Perspektiven kaum unter sich begreifen zu können. Die gesunde Mittsechzigerin, die aber in verschiedenste Pflegeanforderungen eingebunden ist, der Bewohner eines schlecht geführten Altenheims, die Demenzkranke werden ihre Lebensentwürfe kaum einfach unter das Paradigma des ‚Erfolgs‘ stellen können oder wollen. Wir bevorzugen aus diesen Gründen den zurückhaltenderen Begriff des ‚gelingenden‘ Alterns. Beide Begriffskombinationen zeigen aber in jedem Fall, wie stark die Deutungsarbeit in Bezug auf das Alter von normativen Vorstellungen und Ansprüchen durchzogen ist. Nicht verschwiegen werden soll, dass in den letzten Jahren einige Theologinnen und Philosophen auch den Begriff des ‚Gelingens‘ unter Ideologieverdacht gestellt haben.⁷ Damit der Streit aber nicht nur zu einem Streit um Worte wird, ist darauf hinzuweisen, dass Vorstellungen von einem guten Leben – wie immer diese dann inhaltlich konkretisiert werden mögen – Bedingung der Möglichkeit reflektierter Lebensführung überhaupt sind. Diese alte Einsicht des Aristoteles verliert im Alter keineswegs ihre Gültigkeit.

2. Übersicht über die Beiträge des Bandes

Der vorliegende Band ist in drei Teile geteilt. Im Teil A: „Das alternde Selbst – Selbstbestimmung und Sinnstiftung“ sind philosophische und theologische Themen zu verhandeln. Teil B: „Altersdiskurse und Kommunikation“ ist hier das Feld der Linguistinnen und Kommunikationswissenschaftler, während der Teil C: „Gesellschaftlich-kulturelle Bedingungen und Felder gelingenden Alterns“ Beiträge aus Sozialwissenschaft und Pädagogik unter sich versammelt. Diese Einteilung lässt sich allerdings von der Sache her nicht randscharf durchhalten, und das kann man im Hinblick auf den interdisziplinären Charakter als ein gutes Zeichen ansehen.

Damit zunächst zu den philosophischen und theologischen Beiträgen. Von vornherein muss ein Diskurs über das gelingende Alter(n) als unterkomplex angesehen werden, der lediglich in dem Dreiklang von körperlicher und geistiger Gesundheit, materieller Abgesichertheit sowie reichhaltigem (Groß-)Familienleben besteht. *Thomas Rentsch* hält daher ein engagiertes Plädoyer für

⁶ Vgl. etwa *Erfolgreiches Altern. Bedingungen und Variationen*, hg. von M. Baltes/M. Kohli/K. Sames, Bern 1989; Klaus Theo Schröder, Grußwort zur 5. Nationalen Branchenkonferenz in Rostock „Erfolgreich altern – der demografische Wandel als Herausforderung für die Gesundheitswirtschaft“ (8.5.2009).

⁷ Vgl. exemplarisch G. Schneider-Flume, *Alter – Schicksal oder Gnade? Theologische Überlegungen zum demographischen Wandel und zum Alter(n)*, Göttingen 2008.

die Rückgewinnung einer realistischen Perspektive auf den ganzen Menschen, was hier bedeutet: inklusive seiner Verletzlichkeit und Sterblichkeit. Dies ist nicht nur eine Forderung des gerontologischen Wirklichkeitsbezugs. Rentsch zeigt darüber hinaus auf, dass das Bewusstsein von der eigenen Endlichkeit überhaupt konstitutiv ist für die Generierung von sinnvollem Leben: Unsere Begrenztheiten sind sinnkonstitutive Grenzen. Deshalb kann Werden zu sich auch und gerade im Vergehen als das grundlegende Konstrukt von gelingendem Alter(n) aufgestellt werden. Diese Einsicht hat nach Rentsch bedeutende Folgen, etwa für die Pädagogik oder die Schulung von Pflegepersonal.

Die Rückgewinnung des ‚ganzen Menschen‘ macht sich auch *Michael Großheim* zu eigen, akzentuiert diese aber etwas anders. Ihm geht es – in Aufnahme verschiedener antiker Mythen und Philosophien – vor allem um die Ausweitung des menschlichen Zeithorizontes. In individueller Hinsicht bedeutet dies gegen die Reduktion des Menschenbildes auf den gesunden, starken, männlichen Mensch der Lebensmitte zum einen die Auffassung des Menschen als eines Lebenslaufwesens und zum anderen das grundlegende Verständnis des Lebens als Dasein in Generationen. In sozialer Hinsicht betont Großheim in Anknüpfung an – häufig übersimplifizierend als ‚konservativ‘ verschriene – Theoretiker wie Edmund Burke oder Adam Müller die Notwendigkeit des Gedankens diachroner Solidarität eines Gemeinwesens, wie nicht zuletzt an Fragen der Staatsverschuldung unabweisbar deutlich wird. Ohne ein Mittelglied-Bewusstsein der Erwachsenen ist diese nach Großheim kaum zu haben.

Dass ein reflektierter Begriff von gelingendem „Alter(n)“ dieses nicht auf eine reine Glückssache reduzieren darf, ist auch der Einsatzpunkt von *Jörg Dierken*. Betont wird die enge Verbindung mit Vorstellungen von einem guten Leben überhaupt. Damit ist das Thema der ethischen Selbstbildung aufgerufen. Dierken entwirft deren Modell zunächst in Auseinandersetzung mit Friedrich Schleiermacher, besonders mit dessen wenig beachteter Frühschrift „Monologen“ von 1800. Grundlegend ist der Gedanke, Jugend und Alter nicht als bloße Phasen, sondern gleichsam als Reifungsstufen zu verstehen, die im Alter kopräsent gehalten werden können. Allerdings gelingt Schleiermacher die Durchführung dieses Gedankens nur unter einer gewissen Prävalenz der Jugend und einer Abwertung des verfallenden Leibes. Argumentationshilfe holt sich Dierken von unerwarteter Stelle, nämlich von Immanuel Kant. Mit ihm gelingt, was eine grundsätzliche ethisch-gerontologische Aufgabe ist: nämlich Passivität moralisch zu erschließen, indem sie als Ermöglichungsbedingung ethischer Personalität nachgewiesen wird. Von da lässt sich dann eine Brücke zu dem schlagen, was der Autor die ‚innere Transzendenz‘ des Alter(n)s nennt, welche zugleich eine kritische Rekonstruktion der christlich-eschatologischen Symbole unter gerontologischem Gesichtspunkt erlaubt.

In empirischer Hinsicht hat insbesondere die amerikanische Religionspsychologie auf die religiöse oder spirituelle Komponente des Alterns aufmerksam gemacht. Konzepte wie Lebensweisheit, *Spiritual Aging* und andere geben davon beredtes Zeugnis. *Ralph Kunz* arbeitet diese Debatte auf und meldet zugleich Differenzierungsbedarf an. Denn während man sich auf den Konstruktionscharakter von Gelingensvorstellungen für das Altern überhaupt inzwischen relativ schnell verständigen kann, liegt dieser nun gerade für die Religion des Alterns weit weniger offen am Tage. Dies hängt nach Kunz auch mit dem psychologischen Forschungsdesign zusammen, das einseitig an der Frage nach *religion* und *well-being* orientiert ist. Dadurch droht der psychologischen Literatur stets die Gefahr, in den Tenor von Ratgeberliteratur überzuwechseln. Die Vorstellung einer gleichsam natürlichen, global-reifen, mystisch angehauchten Altersspiritualität muss aber ihrerseits noch einmal hinterfragt werden. Der Umgang mit ihr sollte nicht auf pragmatische Reflexe reduziert werden, sondern bedarf grundsätzlicher Erörterung. Kunz erinnert an die Möglichkeit der Fundierung von Altersspiritualität im Begriff der „Gnade“.

Die linguistischen und kommunikationstheoretischen Forschungsbeiträge stellen Erkundungen in Untersuchungsfeldern der öffentlichen, medial vermittelten, aber auch der privaten Kommunikation von Alter und Altersbildern dar. Dass jene trotz aller wissenschaftlichen und politischen Bemühungen noch immer als mitunter diskriminierend angesehen werden müssen, macht *Petra Ewald* wahrscheinlich. Sie untersucht im Anschluss an die etablierte Ageismus-Forschung anhand einer Stichprobe von ausgewählten Heften des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“, wie der Rentendiskurs in diesem Medium konstruiert wird. In einer minutiösen Analyse einschlägiger Artikel kann sie zeigen, dass heute – anders als noch vor 25 Jahren – zwar offen diskriminierende Sprache in Bezug auf ältere Menschen vermieden wird, sich aber gleichwohl eine Menge subtilerer sprachlicher Mittel finden, welche ihre Abwertung kaum verhohlen zum Ausdruck bringen. Ewalds Arbeit kann als weiteres Indiz dafür gelten, dass der viel beschworene oder auch befürchtete ‚Kampf der Generationen‘ sich vor allem medialer Inszenierung verdankt.

Die gerontologische Forschung hat den alternden Menschen in den letzten Jahren in vielfacher Hinsicht als aktives Subjekt wahrgenommen und in den Mittelpunkt gestellt. Eine Perspektive ist dabei nach Ansicht von *Reinhard Fiehler* noch zu kurz gekommen: Sie hat die Alten nicht hinreichend als kommunizierende Wesen wahrgenommen. Die kommunikative Verarbeitung des Alter(n)s ist aber nach Fiehler als wesentliche Voraussetzung für dessen Gelingen anzusehen. Denn – wie oben schon angedeutet – dies ‚passiert‘ nicht einfach, sondern daran muss aktiv mitgewirkt werden. Unter dieser Maßgabe analysiert der Beitrag ein höchst detailliert transkribiertes Gespräch eines Stadtteil-Treffs des Deutschen Sozialwerks zum Thema „Keine Zeit“ auf die

kommunikativen Strategien und die sich in ihnen zeigenden Alterskonstrukte. Die Möglichkeit zur Thematisierung des Alter(n)s selbst hat verschiedene Funktionen: etwa der Seele Luft zu machen, anderen Verarbeitungsstrategien zu begegnen, Bewertungen der Veränderungsprozesse für sich zu klären. Sie ist Bedingung der Möglichkeit dafür, dass sich alterseigene Maßstäbe für das Gelingen von Altern entwickeln.

Eine erste Schneise in ein bislang kaum befragtes Textgenre schlägt *Karl-Heinz Ramers* in seiner Untersuchung von Wahlprogrammen der großen Parteien aus dem Jahr 2009. Es liegt auf der Hand, dass diese Textsorte nicht nur gesellschaftliche Wunschbilder aufnimmt und reflektiert, sondern sie zugleich mit aufbaut und dabei auch den Horizont des – scheinbar in Kürze – Erreichbaren aufspannt. Alle fünf Wahlprogramme äußern sich recht umfangreich zu Alter(n)sfragen, wobei insbesondere die Themen Alterssicherung (Rente), demografischer Wandel, Gesundheit und Pflege, Selbstbestimmung, Schutz vor Diskriminierung sowie Gleichbehandlung im Vordergrund stehen. Ramers schließt seinen Beitrag mit Vorschlägen für eine Weiterarbeit in diesem zentralen Untersuchungsfeld.

Die Mediengesellschaft spiegelt und konstruiert Alter(n)sbilder. *Caja Thimm* stellt hinsichtlich der medialen Repräsentation von Alter(n) einerseits eine begrüßenswerte Vervielfältigung der Perspektiven fest. Andererseits haben die längst fälligen Revisionen inzwischen die Tendenz zu überpositiven Zeichnungen des Alter(n)s, welche von der Werbung für ihre heilen Anti-Aging-Welten funktionalisiert werden; das fragile hohe Alter ist nach wie vor kaum repräsentiert.⁸ Darüber hinaus lassen sich deutliche Geschlechtsunterschiede feststellen: ‚Alte‘ Sympathieträger sind in der Werbung vorwiegend männlich, es sei denn, es handelt sich um medizinische Produkte. Die hochaltrige Frau scheint für die Werbung nach wie vor eine *thin red line* darzustellen. Die Möglichkeit gesellschaftlicher Teilhabe, welche zumindest zum Teil als Voraussetzung gelingenden Alter(n)s gelten kann, misst sich heute auch an der Mediennutzung älterer Menschen. Auch hier lassen sich deutliche Geschlechtsunterschiede in der ohnehin noch nicht sehr stark verbreiteten Internet-Nutzung der über 70-Jährigen feststellen. An dieser Stelle tun sich große gesellschaftliche Bildungsaufgaben auf.

Diese Abteilung schließt mit der kommunikationssoziologischen Analyse eines Paargesprächs, bei dem die Ehefrau an Demenz leidet, von *Wolfgang Sucharowski* und *Bastian Schwennigcke*. Ganz generell lässt sich fragen, ob das Paradigma des ‚Gelingens‘ nicht an der Demenz eine ultimative Grenze findet. Indessen versteht sich von selbst, dass es enorme Unterschiede in der Le-

⁸ Vgl. dazu auch S. Femers, *Die ergauende Werbung. Altersbilder und werbesprachliche Inszenierungen von Alter und Altern*, Wiesbaden 2007.

bensqualität von demenzbetroffenen Personen gibt, je nachdem, wie sich das soziale Umfeld auf die Krankheit einzustellen weiß. Inwieweit dies auch gerade die alltägliche Kommunikation betrifft, ist noch wenig erforscht. Die aller Paarkommunikation eigene Aufgabe, Abweichungen vom gewohnten Kommunikationsverhalten zu integrieren, wird bei Demenz enorm erschwert. Der Alltag gerät unter soziale Dauerspannung und wird schließlich zum Raum der Angst, nicht nur für die demenzbetroffene Person, sondern auch für Partner und Angehörige. Zentraler Teil einer guten Pflege ist folglich der Erwerb kommunikativer Kompetenz. Die Forschungsfrage, welche von Sucharowski/Schwennigcke aufgeworfen wird, besteht darin, ob sich kommunikationstheoretische Modelle wiederkehrender schwieriger Situationen bilden lassen, die eine entsprechende analytische Isolierung von Interventionen erlauben.

Die sozialwissenschaftlichen und pädagogischen Beiträge untersuchen gesellschaftlich-kulturelle Bedingungen und Felder gelingenden Alter(n)s. Eine bildungstheoretische Perspektive nimmt *Martina Kumlehn* ein. Sie geht zunächst von den Ambivalenzen der Programmatik Bildung *im* Alter aus. Die Betonung so genannter Potenziale des Alters verdankt sich häufig manifesten ökonomischen Interessen. Unter dem Schlagwort ‚lebenslanges Lernen‘, angewandt auf ältere Menschen, können sich neben dem fördernden Aspekt mitunter ein nicht enden wollender Leistungsdruck oder gar subtile Erziehungsansprüche verbergen. Dem gegenüber sind nach Kumlehn entschlossen die übernützlichen Momente von Altenbildung herauszustellen. Diese findet vor allem als Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte statt. Auch die Dimension des Lernens in abschiedlicher Existenz verweist auf jene Übernützlichkeit. Doch die bildungstheoretische Perspektive umfasst auch den Aspekt der Bildung *für* das Alter, und zwar bereits in der Jugendzeit. Auf die Bedeutung dieses Aspekts verweist schon der Umstand, dass die Statistik eine enge Beziehung zwischen negativem Altersbild und geringer Bildung ausweist. Die didaktischen Probleme sind an dieser Stelle freilich intrikat. Doch die Beobachtung, dass zwischen Jugend und Alter etwa hinsichtlich der Fragen nach Autonomie, Identität oder Fragmentarizität des eigenen Lebens überraschende Analogien bestehen, macht deutlich, dass die Beschäftigung der Jugend mit dem Thema Alter durchaus zur eigenen Wahrnehmungsvertiefung beitragen kann. Mediale Altersbilder in Film, Song und Literatur könnten hierfür besonders geeignetes Unterrichtsmaterial abgeben.⁹

Die zunehmende Angewiesenheit von Wirtschaft und Gesellschaft auf Einwanderung führt in den letzten Jahren auch zu einer gesteigerten Wahr-

⁹ Vgl. dazu auch A. Kubik, Mediale Altersbilder reflektieren. Herausforderungen einer wahrnehmungsorientierten Religionspädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie, Heft 4/2010, 352–363.

nehmung des Alterns von in Deutschland lebenden Migrantinnen und Migranten. In der öffentlichen Wahrnehmung passen diese zunächst nicht in aktivitätsfixierte Anti-Aging-Bilder. Sie scheinen eher einer *double jeopardy* von Alter und Migrantensstatus zu unterliegen. Doch zeigt sich bei näherem Hinsehen, wie *Peter Zeman* ausführt, dass kulturelle Fragen im Alterungsprozess häufig überschätzt, sozioökonomische Faktoren hingegen unterschätzt werden. Gerade bei Türkinnen und Türken zeigen sich zwar durchaus religiös grundierte Konstrukte gelingenden Alter(n)s, die aber häufig sehr pragmatisch ausgedeutet werden. Die Hauptfrage ist eher, ob die Migrationsziele erreicht wurden und ob es gelungen ist, diejenigen Sprach- und Bildungsressourcen zu erschließen, welche überhaupt gesellschaftliche Teilhabe im Alter ermöglichen. Faktisch sind die Unterschiede zur Mehrheitsbevölkerung gar nicht sehr groß, da echte *silver ager* insgesamt eher selten sind. Selbstbestimmtheit, Achtung der Individualität und Entscheidungsfreiheit sind auch in Migrations-Communities zentrale Werte, während familiäre Anbindung für Deutsche nicht weniger wichtig ist. Indes treten an Stellen, wo die Migration als letztlich nicht erfolgreich eingeschätzt wird oder Sprache und Bildung nicht erschlossen wurden, doch massive soziale Probleme auf. Zeman diagnostiziert insbesondere massive Umsetzungsprobleme bei kultursensibler Altenarbeit.

Die erfreuliche Entwicklung der allgemeinen Lebenserwartung führt dazu, dass das so genannte ‚dritte Alter‘¹⁰ mitunter eine beträchtliche Anzahl an Jahren umfasst. Immer deutlicher tritt die Aufgabe in den Blick, sich einen neuen, nicht durch Erwerbsarbeit oder Kinderbetreuung determinierten Alltag zu schaffen. Der Alltag ist gewissermaßen der herausgehobene Ort gelingenden Alter(n)s. Unter diesem Gesichtspunkt interpretieren *Britta Müller und Peter Kropp* einige Ergebnisse der Rostocker Interdisziplinären Längsschnittstudie des Erwachsenenalters (ILSE). Es zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen Aktivitätsniveau und Lebenszufriedenheit. Damit rücken Freizeitaktivitäten in den Fokus des Forschungsinteresses. Aufschlussreich ist hier der konservative Zug, der sich vielerorts zeigt: Die wenigsten brechen noch einmal ganz neu auf oder beginnen Aktivitäten, die sie schon längst im Sinn hatten. Die meisten bleiben nach dem Ruhestand bei dem, was sie gewohnt sind und was sie auf routinierte Weise erfüllt. Eher ernüchternd ist auch hier die Geschlechterperspektive: Im Schnitt haben Frauen nach wie vor etwa anderthalb Stunden weniger Freizeit am Tag – wegen der ungleichen Verteilung des hauswirtschaftlichen Arbeit. Ein weiterer zentraler Befund ist die wichtige Rolle des Sports auch für Kognition und Psyche.

Wie ein ungeplantes Schlusswort kommen in gewisser Weise die Ausführungen von *Eric Schmitt* über die Frage: „Was trägt die Altersbildforschung

¹⁰ Vgl. P. Laslett, *Das dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns*, Weinheim 1995.

zum gelingende Alter bei?“ zu stehen. Er zeigt zunächst, dass Annahmen der klassischen Altersbildforschung, insbesondere eine generelle *ageism*-Unterstellung, stark differenziert werden müssen. In Aufsummierung der zahlreichen zum Thema erschienenen empirischen Studien der letzten Jahre kann Schmitt gleichwohl überzeugend nachweisen, dass gelingendes Alter(n) ganz real von den Bildern mit bedingt ist, die man sich vom Alter macht, und mit denen man anderen Menschen begegnet. Altersbilder spielen eine entscheidende Rolle als Meinungen und Überzeugungen in Bezug auf Gestaltbarkeit des Alter(n)s oder typische Attribute, die älteren Menschen vermeintlich zukommen, aber auch als deren Selbsteinschätzungen. Dabei ist davon auszugehen, dass durchaus eine Vielzahl von Altersbildern zur Verfügung steht, wobei deren aktuelle Aktivierung wiederum stark von bestimmten Kontextfaktoren abhängt. Dabei kann es dann in der Tat zu diskriminierenden Effekten kommen. Als besonders sensibel erweise sich hier der Pflegebereich. Negative Selbstbilder haben die Tendenz, zu *self-fulfilling-prophecies* zu werden, Potenziale hingegen, die auf Selbstbestimmung zielen, werden eher übersehen.

3. Am Ende ein Zwischenfazit

Es sei versucht, einige Hauptlinien der skizzierten Beiträge zusammenzufassen und dabei einige übergreifende Perspektiven zu gewinnen. Dass diese Zusammenfassung durchaus subjektiven Charakter hat, sei dabei nicht verhehlt; zum jetzigen Zeitpunkt dürfte dies in einem interdisziplinären Sammelband auch kaum anders möglich sein. In folgenden fünf Fluchtlinien könnten sich dabei auch weiter gehende Forschungsanliegen ergeben.

a) ‚Kultur‘ kann definiert werden als „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“.¹¹ Dieser allgemeine Sachverhalt trifft natürlich auch auf die kulturell geprägten Konstrukte gelingenden Alter(n)s zu. Indes sollte die kulturwissenschaftliche Reflexion des Alter(n)s nicht einem radikalen Konstruktivismus das Wort reden. Zugespitzt gesagt: Alles ist konstruiert, aber Konstrukte sind nicht alles. Viele der Beiträge in diesem Band verweisen mit Recht auf die sozioökonomischen Grundlagen und Rahmenbedingungen des Alter(n)s. Vollständig bedingen diese zwar weder das Gelingen des Alter(n)s noch die Vorstellungen davon, aber sie sind doch in ihrer ‚harten Tatsächlichkeit‘ immer mit zu bedenken. Insbesondere in der interkulturellen Altenarbeit kann diese Reflexion vor kulturalistischen Überinterpretationen schützen.

Stellt man dies einmal in Rechnung, so kann und muss dann energisch festgehalten werden, dass eine ‚Vorsorge für das Alter‘ keinesfalls in ihrer ökonomischen Seite aufgehen darf. Neben Bemühungen um ein gesundes

¹¹ C. Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme (1973), Frankfurt a. M. 1983, 9.

Leben kommt immer mehr in den Blick, dass für das Alter gleichsam auch kulturell vorgesorgt werden muss: Die Zirkulation und realistische Ausdeutung positiver Alter(n)sbilder ist ein bedeutsamer Faktor des gelingenden Alter(n)s. Dabei sollten sich die entsprechenden Deutungsmuster auch auf den Fall erstrecken, dass das Alter nicht wie vorgestellt verläuft. Das Alter ist ja auch die Lebensphase, in der sich bestimmte Kontingenzen biographisch nicht mehr ohne weiteres korrigieren lassen, in der hingegen das Stellungnehmen zum faktischen Verlauf des Lebens in den Vordergrund tritt. Aus all dem erwachsen insbesondere Bildungsaufgaben ganz eigener Art.

b) Konstrukte gelingenden Alter(n)s sind nicht nur kulturelle Bedeutungsgewebe, sondern sie werden selbst zu sozialen Realitäten. Das hat die Ageismus-Forschung klar gezeigt. Die empirische Erforschung von Alter(n)sbildern und ihrem Wandel bleibt daher eine zentrale Aufgabe der Wissenschaft. *Eine* Funktion von Stereotypen ist es, sich selbst in ihrer Benutzung zu konstituieren und von dem ‚Anderen‘ abzugrenzen. Beim Alter hat diese Funktion die ironische Wendung, dass ‚Alter‘ eine fluide Kategorie ist. Anders als Hautfarbe oder biologisches Geschlecht kann es nicht stabil bleiben: Jede(r) wird alt, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse dazwischen treten. Damit gewinnt die als *terribly strange* gesetzte Vorstellung, siebzig zu sein, unausweichlich eine Identitätsdimension. Diese kann sich als Rückschau, aber auch im Vorlaufen aktualisieren, wobei auf verfügbare Altersbilder zurückgegriffen wird. Wie bei kulturellen Deutungsmustern überhaupt stellt sich auch hier die Frage, wie diese auf selbstbestimmtem Wege zu Eigenbildern umgeformt werden können. Niemand ist gesellschaftlich so autark, dass sie oder er ganz ohne Fremdbilder leben könnte. Dennoch haben bestimmte Muster oder Stereotype mehr Zwingkraft als andere. Es ist – vielleicht etwas überspitzt – vermutet worden, dass im harten Kern dieses Stereotyps „Alter ein anderes Wort für Probleme ist.“¹² Die Alter(n)sforschung ist noch nicht wirklich entwickelt, die eine Emanzipation der Alten von der Altersrolle ermöglicht.

c) Die immer wieder betonte Individualisierung und Pluralisierung des Alter(n)s und der Alter(n)sbilder ist ein fester Ausgangspunkt der weiteren Forschung. Dies klar vor Augen, kann gleichwohl mit Gründen vermutet werden, dass zwischen den verschiedenen in Deutschland lebenden Kulturen ein gewisser Konsens besteht, der so etwas wie ein Grundmuster der Konstrukte gelingenden Alter(n)s darstellt. Neben materieller Absicherung, medizinischer Versorgung und – wo möglich – familiärem Kontakt besteht dies vor allem im Wunsch nach Selbstbestimmung und dem Geltendmachenkönnen der eigenen Individualität. Dieser Wunsch ist gewissermaßen die Schleuse für die faktische

¹² I. Saake, *Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung und die Altersforschung*, Wiesbaden 2006.